

GRAHAM MASTERTON

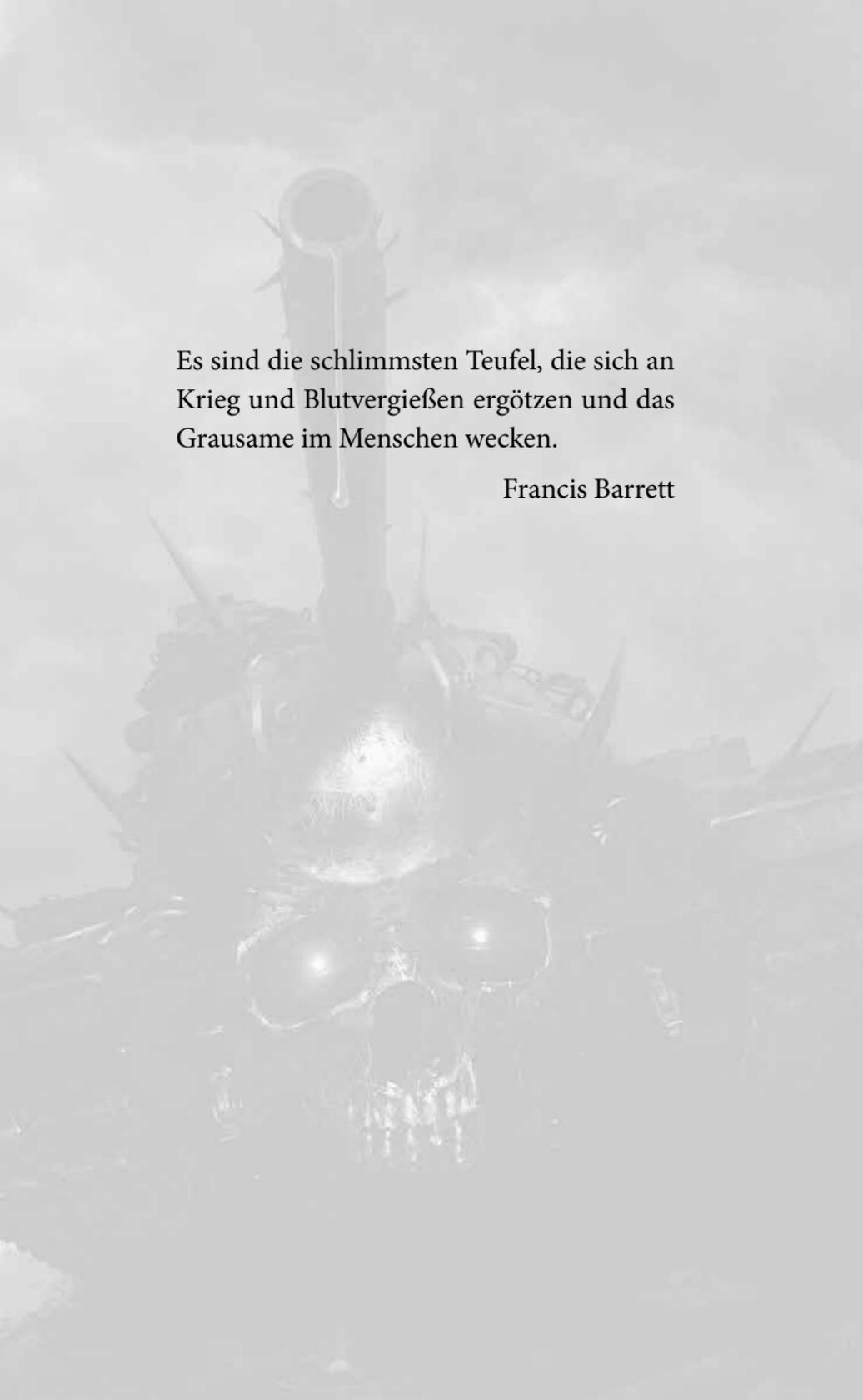
DER
HÖLLEN
PANZER
The Devils of D-Day

Aus dem Amerikanischen von Dirk Simons

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Devils of D-Day*
erschien 1978 im Verlag Pinnacle.
Copyright © 1978 by Graham Masterton

Einmalige Vorzugsausgabe Januar 2020
Limitiert auf 999 Exemplare
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten



Es sind die schlimmsten Teufel, die sich an
Krieg und Blutvergießen ergötzen und das
Grausame im Menschen wecken.

Francis Barrett

Kapitel 1

Ich sah sie bereits aus einem Kilometer Entfernung: zwei kleine Gestalten zwischen den weißen Winterbäumen, auf Fahrrädern, die Köpfe halb hinter dicken Schals verborgen. Je näher sie kamen, desto deutlicher verstand ich ihre Worte und sah die kleinen Atemwölkchen dort, wo ihre Münder sein mussten. Es war Dezember in der Normandie – neblig und so grau wie eine Fotografie –, und eine tiefrote Sonne senkte sich bereits hinter die bewaldeten Hügel. Abgesehen von den beiden französischen Arbeitern, die mir entgegenradelten, war ich allein auf der Straße. Mein dreibeiniges Landvermessungswerkzeug stand vor mir im gefrorenen Gras und mein gemieteter gelber Citroën 2CV etwas ungünstig nah an der Böschung. Vor lauter Kälte spürte ich meine Hände und die Nase kaum noch, und ich befürchtete, die Zehen würden mir abfallen, wenn ich es wagte, mit dem Fuß aufzutreten.

Die Männer kamen näher. Sie waren alt, abgewetzte Jacken unter Baskenmützen, und einer von ihnen trug einen ramponiert aussehenden Armeerrucksack auf dem Buckel, aus dem ein Baguette ragte. Ihre Reifen hinterließen unebene Spurrillen im Raureif,

der den Boden regierte. Hier draußen im absoluten Nirgendwo der Normandie herrschte wenig Verkehr, von dem gelegentlichen Traktor einmal abgesehen – und von den noch viel gelegentlicheren Citroën-Maseratis, die mit 140 Stundenkilometern an einem vorbeizischten wie ein eisiger Blizzard.

»*Bonjour, Messieurs*«, rief ich.

Einer der Alten verlangsamte sein Rad und stieg ab. Er schob es direkt neben meinen Dreifuß.

»*Bonjour, Monsieur. Qu'est-ce que vous faites?*«

»Mein Französisch ist nicht sonderlich gut«, sagte ich. »Sprechen Sie Englisch?«

Der Mann nickte.

»Nun«, sagte ich. Ich deutete quer durch das Tal und zu den silbrig-weißen Hügeln. »Ich mache eine Landkarte. *Une carte*.«

»*Ah, oui*«, sagte der alte Mann. »*Une carte*.«

Der andere Alte saß noch immer auf seinem Fahrrad. Nun zog er den Schal vom Gesicht und schnäuzte sich.

»Ist das für die neue Straße?«, fragte er mich. »Die Schnellstraße?«

»Nein, nein. Hier geht es um ein Geschichtsbuch. Die Karte soll das ganze Gelände umfassen und ist für ein Buch über den Zweiten Weltkrieg.«

»*Ah, la guerre*.« Der erste Mann nickte. »*Une carte de la guerre, eh?*«

Einer der beiden zog eine blaue Schachtel Gitanes hervor und bot mir eine an. Normalerweise rauchte

ich keine französischen Zigaretten, teils wegen des hohen Teergehalts und teils weil sie stanken wie brennende Pferdehaare. Doch ich wollte nicht unhöflich erscheinen – nach gerade einmal zwei Tagen in Nordfrankreich. Außerdem war selbst das bisschen Wärme, das eine Zigarettenspitze spenden konnte, mir sehr willkommen.

Wir rauchten eine Weile und lächelten einander so dümmlich zu, wie es nur Menschen tun, die die Sprache ihres Gegenübers kaum beherrschen. Dann ergriff der Alte mit dem Brot das Wort.

»Überall in diesem Tal haben sie gekämpft, sogar noch unten am Fluss. An der Orne. Ich erinnere mich noch gut.«

»Panzer, wissen Sie?«, sagte der andere Mann. »Hier und dort. Die Amerikaner kamen über die Straße aus Clécy, und die Deutschen zogen sich ins Orne-Tal zurück. Sehen Sie Pont-d'Ouille dahinten? Da fand eine sehr schlimme Schlacht statt. Die Deutschen hatten an dem Tag keine Chance. Die amerikanischen Panzer kamen über die Brücke bei Le Vey und schnitten ihnen den Weg ab. Sogar von hier oben aus konnten sie in jener Nacht noch sehen, wie die deutschen Panzer im Fluss standen und brannten. Bis runter zur Biegung.«

Ich atmete Qualm und Atemwölkchen aus. Es war so dunkel geworden, dass ich die schweren Felsbrocken nahe Quilly, wo die Orne erst breiter wurde und dann dünner, kaum noch erkennen konnte. Von

dort aus ging sie über den Damm bei Le Vey und zog nordwärts in den Dezemberabend fort. Das sanfte Rauschen des Wassers und das klagende Geläut der Kirchenglocke eines fernen Dorfes war alles, was an unsere Ohren drang. Hier draußen in der frostigen Kälte kam es mir vor, als wären wir drei allein auf dem gesamten europäischen Kontinent.

»Sie war brutal, diese Schlacht«, sagte der Mann mit dem Brot. »Härter als jede, die ich kenne. Wir fingen damals drei Deutsche, was aber keine Schwierigkeit darstellte. Die ergaben sich nur zu gern. Ich weiß noch, wie einer zu mir sagte: ›Ich habe heute gegen den Teufel gekämpft.«

Sein Begleiter nickte. »Der Teufel. Das hat er gesagt. Ich war dabei. Der Kerl da und ich sind Cousins.«

Ich lächelte beiden zu und wusste einmal mehr nichts zu erwidern.

»Nun denn«, sagte der mit dem Brot. »Wir müssen zurück, das Essen wartet.«

»Danke fürs Anhalten«, sagte ich zu ihm. »Man fühlt sich einsam, wenn man ganz allein hier draußen steht.«

»Interessieren Sie sich für den Krieg?«, fragte der zweite Mann.

Ich hob die Schultern. »Nicht sonderlich. Ich bin Landvermesser. Ein Kartenmacher.«

»Es gibt viele Geschichten vom Krieg. Manche sind bloß Märchen, aber in unserer Gegend erzählt

man sich einiges darüber. Da unten, etwa einen Kilometer von Pont-d'Ouilly entfernt, steht ein alter US-Panzer in einer Hecke. Da wagt sich nachts niemand hin. Man sagt, man höre die toten Männer noch immer darin sprechen, wenn die Nacht besonders finster ist.«

»Klingt ganz schön unheimlich.«

Der alte Mann richtete sich den Schal, sodass nur noch seine alten, faltigen Augen darüber hinwegblickten. Er wirkte wie ein seltsamer arabischer Wahrsager oder wie jemand mit schlimmen Wunden. Er zog an seinen Wollhandschuhen, und seine Stimme klang gedämpft. »Das sind bloß Geschichten. Ich schätze, jedes Schlachtfeld hat welche zu erzählen. Na ja, *le potage s'attend*.«

Die alten Cousins winkten mir, dann radelten sie langsam die Straße hinab. Schon nach kurzer Strecke bogen sie um eine Kurve, verschwanden hinter nebelgrauen Bäumen, und ich war wieder allein, taub vor Kälte und mehr als gewillt, meine Sachen zu packen und ebenfalls essen zu gehen. Die Sonne funkelte inzwischen hinter einer weißen Nebelwand, die sich immer tiefer senkte, und ich sah kaum noch die Hand vor Augen, von den Gipfeln der fernen Hügel gar nicht erst zu sprechen.

Ich verstaute meine Ausrüstung im 2CV, stieg auf den Fahrersitz und verwandte die nächsten fünf Minuten auf den Versuch, den Motor zu starten. Der elende Wagen winselte wie ein Pferd, und ich

wollte schon aussteigen und meinen störrischen Gaul treten, wie er es verdient hatte, als er röchelnd zum Leben erwachte. Ich schaltete die Scheinwerfer an, wendete mitten auf der Straße und fuhr in die Richtung zurück, in der Falaise und mein schäbiges Hotel warteten.

Nach etwa 800 Metern bemerkte ich allerdings ein Schild am Straßenrand: PONT-D'OUILLY, 4 KM. Ich sah auf die Uhr. Es war erst halb fünf, und ich fragte mich, ob ein kurzer Abstecher zum verwunschenen Panzer der beiden Cousins die Mühe wert sein mochte. Falls ja, könnte ich bei Tag zurückkommen und ein Foto schießen, das Roger bei seinem Buch half. Roger Kellman war der Verfasser des Werkes *Die Tage nach dem D-Day*, für das ich all diese Landkarten erstellte, und Armee-Memorabilia begeisterten ihn mehr als ein Kanarienvogel den Kater Sylvester.

Ich bog nach links und verfluchte mich nahezu prompt dafür. Die Straße wurde sehr abschüssig, ein gewundenes Band zwischen Bäumen und Felsen, und der Frost, der Matsch und die halb gefrorenen Kuhfladen machten sie echt glitschig. Mein panischer Atem ließ die Scheiben des kleinen Citroën beschlagen, und ich musste ein Fenster aufkurbeln und den Kopf hinausstrecken. Bei Temperaturen weit unterhalb des Gefrierpunkts war das kein Vergnügen.

Der Weg führte an baufälligen und verlassenem Bauernhöfen vorbei – schiefe Scheunen, vernagelte

Fenster. Ich sah graue Felder, auf denen Kühe wie auf einem weiß-braunen Schachbrett standen, gefrorenen Speichel an den haarigen Mäulern. Es gab alte Häuser und steile Felder, die bis zum winterdunklen Flussufer reichten. Das einzige Lebenszeichen, das mir begegnete, war ein Traktor, die Reifen vor lauter ockerfarbenem Lehm auf die doppelte Breite angewachsen, der mit laufendem Motor am Wegesrand parkte. Niemand saß darin.

Irgendwann führte mich die Straße an rauen Felswänden vorbei, durch eine wahre Allee aus laublosen Bäumen und auf die Brücke bei Oully. Ich hielt Ausschau nach dem Panzer, von dem die beiden Cousins gesprochen hatten, übersah ihn zunächst jedoch völlig. Fünf Minuten brauchte ich, um den blöden Wagen zu wenden, der mir prompt in der Einfahrt eines Bauernhofes absoff – zweimal hintereinander. Ich sah eine offen stehende Stalltür neben mir, und eine alte Frau mit grauem Gesicht und weißem Kopftuch starrte mir misstrauisch entgegen. Doch dann schloss die Tür sich wieder, ich zwang den 2CV in den zweiten Gang, und es konnte endlich weitergehen.

Der Panzer war bei Tag schon schwer zu finden, bei Sonnenuntergang im normannisch kalten Winter erst recht. Als ich um die Kurve kam, sah ich ihn und parkte den Citroën, dessen Getriebe sich ächzend beschwerte, ein paar Schritte entfernt. Ich stieg aus und trat direkt in einen kalten Kuhfladen, der – wenigstens einen Vorteil hatte der Frost – kein

bisschen roch. An einem Felsen neben der Straße kratzte ich mir den Schuh sauber, dann spazierte ich zum Panzer.

Er war dunkel und klobig, aber erstaunlich klein. Wir sind heutzutage vermutlich solch gewaltige Exemplare gewöhnt, dass wir vergessen, wie kompakt die Panzer des Zweiten Weltkriegs dagegen wirken. Seine Oberfläche war schwarz und rau vom Rost, und die Hecke überwucherte ihn wie bei Dornröschen. Dorniges Gestrüpp wand sich um den Geschützturm, um die Ketten und um die stumpfförmige Kanone. Ich wusste nicht, um welche Art Panzer es sich handelte, tippte aber auf einen Sherman oder dergleichen. Von wo er stammte, war offensichtlich: Der weiße Stern auf der Seite war amerikanisch und ebenso verblasst wie eine seltsame Zeichnung, von der Zeit und Wetter wenig übrig gelassen hatten. Als ich mit dem Fuß gegen den Panzer trat, antwortete er mir mit einem hohlen, leeren Echo.

Eine Frau kam langsam um die Kurve, in der Hand eine Milchkanne aus Aluminium. Sie beäugte mich kritisch, doch als sie näher gekommen war, blieb sie stehen und setzte die Kanne auf dem Boden ab. Sie war jung, vielleicht 23 oder 24, und trug ein Kopftuch mit roten Punkten. Die Bauerstochter, ganz ohne Zweifel. Ihre Hände waren rau vom frühmorgentlichen Herumgezerre an den Eutern der Kühe, doch ihre Wangen waren rosig wie die einer Puppe.

»*Bonjour, Mademoiselle*«, sagte ich.

Sie nickte zaghaft. »Sind Sie Amerikaner?«

»Das stimmt.«

»Dachte ich mir. Nur Amerikaner halten hier an und sehen sich um.«

»Ihr Englisch ist sehr gut.«

Sie lächelte nicht. »Ich war drei Jahre als Au-pair in England, in Pinner.«

»Aber dann kehrten Sie auf Ihren Hof zurück?«

»Meine Mutter war gestorben und mein Vater ganz allein.«

»Er hat eine loyale Tochter«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie und senkte den Blick. »Aber irgendwann werde ich fortgehen. Hier draußen ist es sehr *solitaire*. Sehr einsam.«

Ich schaute wieder zur klobig grimmen Gestalt des verlassenen Panzers. »Man erzählte mir, es würde hier spuken«, sagte ich. »Dass man die Soldaten nachts reden hört.«

Das Mädchen erwiderte nichts.

Ich wartete einen Moment, dann drehte ich mich um und sah sie über die Straße hinweg an. »Was denken Sie, stimmt das?«, fragte ich. »Gibt es hier Gespenster?«

»Darüber sollten Sie nicht sprechen«, sagte sie. »Die Milch wird schlecht, wenn man davon spricht.«

Ich sah auf ihre silbrige Kanne hinunter. »Ist das Ihr Ernst? Wenn jemand die Geister im Panzer erwähnt, verdirbt die Milch?«

»Ja«, flüsterte sie.

Ich hatte geglaubt, alles schon einmal gehört zu haben. Nun war ich schlauer. Hier, mitten im modernen Frankreich, senkte eine intelligente junge Frau in Gegenwart eines ramponierten Sherman die Stimme, damit ihre Milch nicht verdarb. Ich legte die Hand auf das rostkalte Schutzblech des Panzers und fühlte mich, als wäre ich auf ein echtes Faszinosum gestoßen. Roger würde begeistert sein.

»Haben Sie die Gespenster selbst gehört?«, fragte ich sie.

Schnell schüttelte sie den Kopf.

»Kennen Sie denn jemanden? Einen Menschen, mit dem ich mich unterhalten könnte?«

Sie nahm ihre Kanne und setzte ihren Weg langsam fort. Ich hielt mit ihr Schritt, wenngleich sie mich nicht ansah und mir nicht antwortete.

»Ich will nicht neugierig erscheinen, *Mam'selle*. Aber wir erstellen gerade ein Buch über den D-Day und seine Folgen. Und diese Geschichte wäre da ein echter Fund, ganz im Ernst. Falls es die Stimmen also wirklich gibt, hat sie doch wohl jemand gehört.«

Sie hielt an und schenkte mir einen strengen Blick. Für eine normannische Bäuerin war sie ziemlich hübsch. Die kerzengerade Nase erinnerte an die Frauen auf dem Teppich von Bayeux aus dem 11. Jahrhundert, und ihre Augen waren grün schimmernd. Trotz der schmutzversprenkelten Jacke, des langen Rocks und der Gummistiefel machte sie eine beachtlich gute Figur.

»Ich weiß nicht, warum Sie das so irritiert«, sagte ich. »Das ist doch nur eine Geschichte, richtig? Geister existieren doch nicht, oder?«

Sie hielt meinen Blick. »Das ist kein Geist«, sagte sie dann. »Es ist ... anders.«

»Anders? Wie meinen Sie das?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen.«

Sie ging weiter, und dieses Mal hatte ich Mühe, ihr nachzukommen. Wer pro Tag fünf Kilometer bis zum Kuhstall und zurück geht, verfügt wohl über ganz schön sportliche Wadenmuskeln. Als wir das steinerne, moosbewachsene Tor erreichten, an dem ich den Wagen gewendet hatte, japste ich laut nach Atem, und mein Rachen war von der kalten Luft ganz rau.

»Das ist mein Hof«, sagte sie. »Ich muss jetzt reingehen.«

»Und mehr verraten Sie mir nicht?«

»Es gibt nichts zu verraten. Der Panzer steht seit dem Krieg dort. Mehr als 30 Jahre, richtig? Wie sollte man nach über 30 Jahren noch Stimmen darin hören?«

»Genau das frage ich Sie«, sagte ich.

Sie drehte den Kopf zur Seite und präsentierte mir ihr Profil. Sie hatte traurige, geschwungene Lippen, und die aristokratische Nase ließ sie beinahe schön aussehen.

»Verraten Sie mir Ihren Namen?«, fragte ich.

Ihr Lächeln war flüchtig und schwach. »Madeleine Passerelle. *Et vous?*«

»Dan. Kurz für Daniel. McCook.«

Sie reichte mir die Hand, und ich schüttelte sie.

»Es war schön, Sie kennenzulernen«, sagte sie.

»Aber jetzt muss ich gehen.«

»Kann ich Sie wiedersehen? Ich bin morgen wieder hier oben. Ich muss eine Landkarte fertigstellen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich will Sie nicht aufreißen«, versicherte ich ihr.

»Vielleicht treffen wir uns auf einen Drink. Gibt es eine Bar in der Gegend?«

Ich sah mich um, fand aber nur kaltfeuchte Natur und eine traurige Versammlung von Kühen am Zaun, der die Straße begrenzte.

»Na ja, oder ein kleines Hotel?«, korrigierte ich mich.

Madeleine nahm ihre Kanne von einer Hand in die andere. »Ich glaube, ich bin zu beschäftigt«, sagte sie. »Und mein Vater braucht Pflege.«

»Was ist mit der alten Frau?«

»Welche alte Frau?«

»Die, die ich an der Stalltür sah, als ich den Wagen wendete. Sie trug ein weißes Kopftuch.«

»Oh ... Das ist Eloise. Sie wohnt schon ihr ganzes Leben auf dem Hof und kümmerte sich um meine Mutter, als sie krank wurde. Wenn Sie sich für den Panzer interessieren, sollten Sie mit ihr sprechen. Sie ist abergläubisch bis zum Gehtnichtmehr.«

Ich hustete gegen die kalte Dämmerung an. »Wie wäre es mit jetzt?«

»Nicht heute Abend«, sagte Madeleine. »Vielleicht ein andermal.«

Sie drehte sich um und ging auf den Hof, doch ich war schneller. »Hören Sie«, sagte ich und griff nach dem Henkel ihrer Milchkanne. »Wie wäre es mit morgen? Ich könnte gegen Mittag hier sein. Hätten Sie dann ein paar Minuten übrig?«

Ohne irgendeine Art von Zusage wollte ich sie, so mein fester Entschluss, nicht ziehen lassen. Der Panzer und seine Geister waren recht interessant, doch Madeleine Passerelle war noch interessanter. Wer Militärkarten des nördlichen Frankreich erstellte, litt nicht gerade an amouröser Überbeschäftigung, und ein paar Gläser Wein sowie ein Ausflug ins Heu mit einer Bauerstochter waren selbst im tiefsten Winter noch reizvoller als stille, einsame Mahlzeiten in dem braunen und nach Knoblauch stinkenden Mausoleum, das mein Hotel scherzhaft seinen Speisesaal nannte.

Madeleine lächelte. »Also gut. Kommen Sie zum Essen zu uns, aber schon um halb zwölf. Wir Franzosen essen früh.«

»Sie haben mir soeben die Woche gerettet. Vielen Dank!«

Ich beugte mich vor, um sie zu küssen, rutschte jedoch mit dem Fuß auf dem matschigen Boden aus und verlor beinahe das Gleichgewicht. Mit drei schnellen Ausfallschritten gelang es mir, einen Rest meiner Würde zu behalten, der Kuss ging allerdings

in der kalten Luft verloren – ein Atemwölkchen, das im Dämmerlicht verwehte.

»*Au revoir*, Mr. McCook«, sagte Madeleine belustigt. »Bis morgen.«

Ich sah ihr nach, bis sie den Hof überquert hatte und im Stall verschwand. Ein kalter Nieselregen fiel inzwischen vom Abendhimmel, der sich in einer oder zwei Stunden in Schnee verwandeln mochte. Ich verließ den Bauernhof und ging die Straße entlang zurück zu meinem Wagen.

Es war still auf dem Weg, nass und dunkel. Ich wickelte mir den Schal über den Mund und vergrub die Hände in den Taschen meines Mantels. Irgendwo weiter rechts hörte ich, wie die rauschende Orne in ihrem Bett über grauen Granitstein floss, und auf der linken Seite, nur ein paar Hecken entfernt, ragten die rauen Steinwände empor, die diesem Teil des Landes seinen Charakter gaben. Die Felsen waren feucht und mit Moos überwuchert, und lange Baumwurzeln hingen an ihnen herab. Ich stellte mir vor, wie seltsame und böswillige Kreaturen in ihren Spalten und Rissen lauerten.

Erst jetzt begriff ich, wie weit Madeleine und ich zusammen gegangen waren. Es kostete mich fast fünf Minuten, bis ich meinen gelben Wagen wieder sah – und den klobigen, verlassenen Panzer daneben. Der Nieselregen wurde allmählich zu großen, nassen Flocken halb geschmolzenen Schnees, und ich zog den Mantelkragen höher und beschleunigte meinen Schritt.

Wer weiß, welche Streiche uns die Augen bei Schnee und Dunkelheit spielen? Sind sie erst müde, fallen uns dunkle Schatten auf, die sich katzenhaft aus den Winkeln unseres Sichtfelds schleichen. Schatten scheinen dann auf eigenen Beinen zu stehen, und Bäume bewegen sich. An jenem Abend auf der Straße nach Pont-d'Ouilly war ich mir aber sicher, keine Sinnestäuschung zu erleben, sondern tatsächlich etwas zu sehen. In Frankreich existiert ein Straßenschild, das uns vor der trügerischen Nacht warnen will, doch ich glaube bis heute, damals keiner optischen Täuschung verfallen zu sein. Was ich sah, ließ mich im Schritt erstarren, und die Kälte, die ich verspürte, hatte nichts mehr mit der eisigen Luft jenes Abends zu tun.

Durch den fallenden Schnee, nur ein paar Schritte vom ramponierten Panzer entfernt, sah ich eine kleine, knochige Gestalt, weiß in der Dunkelheit und kaum größer als ein Kind von etwa fünf Lenzen. Sie schien zu hopsen oder zu rennen. Der so plötzliche, seltsame Anblick erschreckte mich zunächst. Dann aber rannte ich durch den Schnee voraus. »Hey!«, rief ich. »Du da!«

Mein Ruf hallte von den nahen Felsen wider. Abermals spähte ich ins Dunkel, doch da war absolut gar nichts. Nur die rostige Gestalt des alten Sherman, beinahe eins mit dem Gestrüpp der Büsche. Nur die nasse Straße und das Geräusch des Flusses. Ich sah keinerlei Spur einer Person, gar eines Kindes. Als

ich meinen Wagen erreichte, untersuchte ich ihn auf Schäden, wie ein Dieb oder Randalierer sie hinterlassen würde, doch der Zustand des Citroën war tadellos. Nachdenklich stieg ich ein und saß eine oder zwei Minuten da, trocknete mir Gesicht und Hände mit meinem Stofftaschentuch und überlegte, was zur Hölle hier draußen vor sich ging.

Ich startete den Motor des Citroën, doch bevor ich losfuhr, warf ich einen letzten Blick auf den Panzer. Der Gedanke, dass er seit 1944 reglos an dieser Landstraße verrottete – dort, wo die US-Armee einst für die Freiheit der Normandie gekämpft hatte –, weckte ein seltsames Gefühl in mir. Zum ersten Mal in meiner Karriere als Landkartenzeichner kam mir die Historie lebendig vor, spürte ich ihre Regungen unter meinen Füßen. Ob die Skelette der Besatzung noch immer in dem Panzer ruhten? Vermutlich hatte man sie schon vor Jahren geborgen und angemessen bestattet. Die Franzosen gingen auf wunderbar respektvolle Weise mit den Überresten der Männer um, die gestorben waren, um ihnen die Freiheit zu schenken.

Ich löste die Bremse des Citroën und fuhr den trostlosen Weg zurück, über die Brücke und den Hügel hinauf in Richtung Schnellstraße. Der Schnee erschwerte meine Sicht, und die schäbigen Scheibenwischer des Wagens erwiesen sich als nutzloser als zwei Urgroßväter, die nach der Lindy's-Parade die Luftschlangen von der Wall Street fegten. Als ich

endlich die Hauptstraße erreichte, stieß ich beinahe mit einem Renault zusammen, der mit 140 Stundenkilometern unterwegs war. *Vive la vitesse*, dachte ich und kroch mit gerade einmal 35 in Richtung Falaise.

Am nächsten Tag verspeiste ich ein einsames Frühstück, bestehend aus Croissants, Kaffee und Konfitüren, im großen Speisesaal des Hotels. Ich beobachtete mich in den fleckigen Wandspiegeln und versuchte einer an einem langen Holzstab befestigten Ausgabe von *Le Figaro* zu entnehmen, was in der Welt los sein mochte. Auf der anderen Raumseite verschlang ein stämmiger Franzose mit gezwirbeltem Schnäuzer und am Hemdkragen befestigtem weißem Lätzchen so engagiert seine Brötchen, als besäße er Anteile an ein paar hiesigen Bäckereien. Eine Kellnerin mit schwarzem Dress und verkniffener Miene klapperte mit ihren Pumps über den schwarz-weiß gefliesten Boden. Ich kam mir erneut einsam vor – und so ungewollt, als wäre mein Wunsch nach einem Frühstück bloße Schikane gewesen. Ich erwog schon, das Hotel zu wechseln, als mir Madeleine wieder einfiel, und meine Stimmung verbesserte sich umgehend.

Den Großteil des Vormittags verbrachte ich nahe der Kurve, die von Südosten nach Clécy führte. Ein trockener Wind hatte über Nacht einigen Schnee verscheucht, doch die bittere Kälte war geblieben, und das Dorf lag fröstelnd in seinem Tal, die breiten Hügel im Rücken. Winzig wirkende Einwohner

tummelten sich auf den Straßen, sahen nach ihren Gärten oder holten Brennholz. Der hohe Kirchturm zeigte die verstreichenden Stunden an, und New York schien mir endlos weit entfernt.

Ich muss abgelenkt gewesen sein, denn ich schaffte nur halb so viele Messungen wie geplant, und als die Kirche zur elften Stunde des Vormittags schlug, hatte ich bereits eingepackt und war bereit für die Fahrt über die Pont-d'Ouilly. Ich hatte mir erlaubt, an einem Lädchen im Dorf zu halten und einen günstigen Bordeaux zu erstehen, der mir nützen sollte, falls Madeleines Vater befriedet werden musste. Für Madeleine selbst hatte ich eine Schachtel kandierte Früchte erstanden. Kandierte Früchte waren der letzte Schrei in der Normandie.

Der gemietete Citroën hustete und röchelte zwar, brachte mich aber die gewundene Straße entlang und zur Brücke. Die Gegend sah am Tag kaum gastlicher aus als am Abend. Silbrig-kalter Dunst lag über den Feldern, und in den Ulmen hing der Nebel wie schmutzige Gardinen. Die Kühe waren noch am alten Platz; sie standen geduldig in der Kälte, kauten farbloses Gras und atmeten so viele Wölkchen aus, dass ich an Kettenraucher denken musste. Ich überquerte die steinerne Brücke, unter der die Orne gurgelte, und ging vom Gas, um den Panzer zu betrachten.

Da stand er also, stumm, zerschunden und von blattlosem Gestrüpp bedeckt. Ich hielt einen Moment

lang an und öffnete das Fenster, um die rostigen Räder zu sehen, die verfallenen Spuren und den kleinen dunklen Gefechtsturm mit der schuppigen Außenhaut. Der Anblick hatte etwas zutiefst Böses und Trauriges an sich. Er erinnerte mich an den verlassenen Hafen von Mulberry, der noch immer bei Arromanches an den Kanal grenzte, nüchternes Mahnmal des 6. Juni 1944, das kein Denkmal und keine Statue je ersetzen würden.

Ich ließ den Blick ein Weilchen über die dunklen Hecken schweifen, dann startete ich den Wagen erneut und fuhr zu Madeleines Bauernhof. Hühner flatterten zur Seite, als ich durch das Tor und auf das matschige Grundstück bog, und ein paar schmutzig aussehende Gänse eilten von dannen wie Sportler bei einem Geländerennen.

Ich stieg aus, achtete genau auf meine Schritte und griff nach den Geschenken. Eine Tür öffnete sich hinter mir und ich hörte, wie sich Schritte näherten.

»Bonjour, Monsieur. Qu'est-ce que vous voulez?«

Ein kompakter Franzose in dreckiger Hose, dreckigen Stiefeln und einer dreckigen braunen Jacke stand auf dem Hof, die Hände in den Taschen. Er hatte ein normannisch langes Gesicht, und er rauchte eine Gauloise, die wirkte, als wäre sie mit seiner Lippe verwachsen. Seine Baskenmütze reichte ihm bis zu den Ohren, wodurch er ziemlich ländlich wirkte, doch sein klarer, heller Blick versprach einen Bauern, dem nichts entging.

»Mein Name ist Dan McCook«, sagte ich ihm.
»Ihre Tochter Madeleine hat mich zum Essen eingeladen. Äh, *pour déjeuner?*«

Der Bauer nickte. »Ja, Monsieur. Das sagte sie. Ich bin Jacques Passerelle.«

Wir reichten uns die Hand. Ich gab ihm die Weinflasche.

»Den habe ich Ihnen mitgebracht«, sagte ich.
»Hoffentlich gefällt er Ihnen. Es ist ein Bordeaux.«

Jacques Passerelle stutzte kurz, griff dann in seine Brusttasche und zog ein Drahtgestell von Brille hervor, das er hinter seinen Ohren verankerte. Danach unterzog er die Flasche einer strengen Prüfung. Ich fühlte mich, als hätte ich die unfassbare Dreistigkeit besessen, einem Schweinefarmer aus Kentucky mit einem luftversiegelten Päckchen A&P-Bacon gegenüberzutreten.

Doch der Franzose nickte nur und steckte seine Brille weg. »*Merci bien, Monsieur.* Den hebe ich mir für *dimanche* auf.«

Durch die Stalltür kamen wir zur Küche. Eloise, die alte Frau, war bereits dort, komplett mit dunkelgrünem Kleid und weißem Spitzenkopftuch. Sie stand an einer gewaltigen gusseisernen Pfanne, in der Äpfel brieten. Jacques stellte uns einander vor, und wir reichten uns die Hand. Ihre Finger waren weich und trocken, und sie trug einen Ring mit winzig kleiner Bibel darauf. Sie hatte so ein ausdrucksloses, blasses und faltiges Gesicht, wie man es

manchmal an den Fenstern von Altersheimen oder in Bussen voller reisender Rentner sieht. Doch sie wirkte, als bewegte sie sich frei und eigenständig auf dem Hof der Passerelles.

»Madeleine sagte, Sie interessieren sich für den Panzer«, sprach sie mich an.

Ich sah zu Jacques, der nicht zuzuhören schien, und hustete. »Sicher. Ich arbeite an einer Karte über die Gegend, für ein Buch über den D-Day.«

»Der Panzer steht seit Juli 1944 hier, Mitte Juli. Er starb an einem sehr heißen Tag.«

Ich betrachtete sie. Ihre Augen waren hellblau wie der Himmel nach einem Frühjahrschauer, und man vermochte kaum zu sagen, ob ihr Blick nach außen oder innen ging. »Vielleicht können wir uns nach dem Essen unterhalten«, schlug ich vor.

Aus der warmen, nach Apfel duftenden Küche gelangten wir in einen schmalen Flur mit nackten Bodendielen. Jacques öffnete eine Tür und sah zu mir. »Möchten Sie einen Aperitif?«

Wir schienen sein Wohnzimmer erreicht zu haben, einen Raum, der Gästen vorbehalten war. Das dunkle Zimmer mit den schweren Vorhängen roch nach Staub, abgestandener Luft und Möbelpolitur. Es gab drei Chintz-Lehnsessel, wie man sie in jeder *meubles*-Handlung in ganz Frankreich fand, an der Wand einen kupfernen Bettwärmer, eine mit Weihwasser gefüllte Muttergottes aus Plastik sowie ein Regal mit Hochzeits- und Enkelfotos, allesamt

in Rahmen mit Stoffbezug. Eine Standuhr tickte den Wintermorgen hinfort, langsam und träge.

»Einen Calvados bitte«, sagte ich. »Ich kenne nichts Besseres, um mich an kalten Tagen aufzuwärmen. Nicht einmal Jack Daniel's.«

Jacques nahm zwei kleine Gläser vom Regal, entkorkte den Calvados und schenkte ein. Er reichte mir ein Glas und hob das zweite mit ernster Miene. »*Santé*«, sagte er und leerte es in einem Zug.

Ich nippte vorsichtiger. Calvados, der normannische Apfel-Brandy, war starkes Zeug, und ich hatte am Nachmittag noch Feinarbeit zu leisten.

»Waren Sie im Sommer schon hier?«, fragte Jacques.

»Nein, noch nie. Dies ist erst mein dritter Besuch in Europa.«

»Im Winter ist es weniger schön. Der Matsch und der Frost. Aber im Sommer ist es sehr hübsch hier. Wir bekommen dann Gäste aus ganz Frankreich und Europa. Sie können Boote mieten und den Fluss entlangfahren.«

»Klingt toll. Kommen auch viele Amerikaner?«

Jacques zuckte mit den Schultern. »Einer oder zwei. Manchmal auch Deutsche, aber nicht oft. Pont-d'Ouilly ist noch immer eine schmerzhaft Erinnerung. Die Deutschen flohen von hier, als wäre der Teufel persönlich hinter ihnen her.«

Ich trank ein wenig Calvados, der meine Kehle hinabrutschte wie eine Schaufelladung heißer

Kohlen. »Sie sind schon der Zweite, der das so formuliert«, sagte ich ihm. »Der Teufel.«

Jacques' schmales Lächeln glich der Art, wie auch Madeleine lächeln konnte. »Ich muss mich umziehen«, sagte er. »Ich setze mich nicht gern als Schlammungeheuer an den Tisch.«

»Nur zu«, sagte ich. »Kommt Madeleine bald runter?«

»Ja, gleich. Sie wollte Schminke auftragen. Na ... Wir bekommen nur selten Besuch.«

Jacques zog los, um sich zu waschen, und ich schaute aus dem Fenster hinaus in den Garten. Die Obstbäume waren nun völlig kahl und beschnitten, und das Gras war weiß vor Frost. Ein Vogel kauerte sich kurz auf den schlichten Birkenzaun am Ende des Gartens, flatterte aber schnell weiter. Ich drehte mich wieder um.

Eine der Aufnahmen auf dem Regal zeigte ein junges Mädchen mit einer Frisur im Stil der 1940er. Vermutlich handelte es sich um Madeleines Mutter. Ein Farbfoto zeigte Madeleine selbst als Baby, im Hintergrund ein lächelnder Priester, und ein drittes präsentierte Jacques ganz förmlich und mit hohem weißem Kragen. Neben den Bildern stand das bronzene Modell einer mittelalterlichen Kirche, eine Locke um den Turm gebunden. Was das bedeuten mochte, erschloss sich mir zwar nicht, aber ich war auch kein Katholik und hegte kein großes Interesse an religiösen Objekten.

Ich wollte das Modell schon anheben, um es näher zu studieren, da ging die Wohnzimmertür auf. Madeleine trug ein cremefarbenes Baumwollkleid. Sie hatte das dunkelblonde Haar zurückgekämmt und mit Klammern aus Schildpatt fixiert, und roter Lippenstift ließ ihre Lippen leuchten.

»Bitte ...«, sagte sie. »Fassen Sie das nicht an.«

Ich hob die Hände von der kleinen Kirche. »Entschuldigung. Ich wollte sie nur anschauen.«

»Sie gehörte meiner Mutter.«

»Tut mir leid.«

»Ist schon gut. Vergessen Sie's einfach. Hat Vater Ihnen etwas angeboten?«

»Na klar, einen Calvados. Schließen Sie sich mir an?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht trinken. Ich bekam mit zwölf Jahren mal welchen und war danach sterbenskrank. Heute trinke ich nur noch Wein.«

Sie setzte sich, und ich nahm ihr gegenüber Platz. »Sie hätten sich für mich nicht extra in Schale schmeißen müssen«, sagte ich. »Allerdings sehen Sie wunderschön aus, das steht fest.«

Sie errötete. Nicht viel, nur ein leichter Hauch auf den Wangen, aber unübersehbar. So viel Anstand war mir lange nicht mehr begegnet.

»Ich hatte gestern Abend ein echt seltsames Erlebnis«, sagte ich. »Als ich zurück zu meinem Wagen ging, hätte ich schwören können, etwas vor mir zu sehen.«